

Sebastian Fitzek

Der Nachtwandler

Psychothriller

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe April 2013

Knaur Taschenbuch

© 2013 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Ein Projekt der AVA International GmbH Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Motto aus: Edgar Allan Poes Werke, Band 1,

hrsg. v. Theodor Etzel, Berlin 1922

Redaktion: Regine Weisbrod

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: ©FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50374-4

2 4 5 3 1

Auf Pfaden, dunkel, voller Grausen,
Wo nur böse Engel hausen,
Wo ein Dämon, Nacht genannt,
Auf schwarzem Thron die Flügel spannt –
Aus jenem letzten Thule fand
Ich jüngst erst heim in dieses Land.

*Edgar Allan Poe,
Traumland*

Für Manuela

Prolog

Der Patient lag noch nicht einmal eine halbe Stunde auf der Station, und schon machte er Ärger. Schwester Suzan hatte es *geschmeckt*, kaum dass der Rettungswagen seine Türen geöffnet hatte und die Liege herausgeschoben wurde.

Sie *schmeckte* es immer, wenn Probleme in die psychiatrische Abteilung rollten. Dann zog es in ihrem Mund, als kaue sie auf Alufolie, und diesen unangenehmen Effekt konnten auch Patienten auslösen, die auf den ersten Blick eher wie ein Opfer und nicht gewalttätig wirkten, so wie der Mann, der gerade in Zimmer 1310 den Alarm aktiviert hatte.

Ausgerechnet um 19.55 Uhr.

Hätte er noch fünf Minuten länger gewartet, wäre Suzan in der Pause gewesen. Jetzt musste sie mit leerem Magen den Gang heruntereilen. Nicht, dass sie abends großen Appetit gehabt hätte. Suzan achtete sehr auf ihre Linie, tatsächlich war sie nicht sehr viel dicker als einige der stationär betreuten Anorexiepatientinnen, aber der kleine Salat und das halbe Ei zählten zur abendlichen Routine – ein Paranoider mit Wahnvorstellungen leider auch, doch auf Letzteren konnte sie gut verzichten.

Der Patient war nackt, blutüberströmt und mit Schnittwunden an den Füßen im Schnee vor einem Supermarkt

aufgegriffen worden, hatte verwahrlost, desorientiert und dehydriert gewirkt, aber sein Blick war wach und stetig, seine Aussprache klar gewesen, und die Zähne (*Zähne waren in Suzans Augen immer ein sicheres Indiz für den Zustand der Seele*) hatten keine Anzeichen von Alkohol-, Nikotin- oder Drogenmissbrauch gezeigt.

Und dennoch habe ich es geschmeckt, dachte sie, die eine Hand am Pieper, die andere am Schlüsselbund.

Suzan schloss auf und trat ein.

Das Szenario, das sich ihr bot, war so bizarr, dass sie erst nach einer Schrecksekunde den Pieper betätigte, um die für derartige Krisensituationen ausgebildeten Sicherheitskräfte zu verständigen.

»Ich kann es beweisen«, schrie der nackte Mann vor dem Fenster. Er stand in einer Lache aus Erbrochenem.

»Natürlich können Sie das«, antwortete die Schwester, wobei sie darauf achtete, Abstand zu wahren.

Ihre Worte klangen einstudiert und unehrlich, weil Suzan sie einstudiert hatte und nicht ehrlich meinte, aber sehr oft schon hatte sie mit hohlen Phrasen kostbare Zeit gewinnen können.

Nicht so dieses Mal.

Später würde eine Untersuchungskommission in ihrem Abschlussbericht festhalten, dass die Putzfrau Musik über einen MP3-Player gehört hatte, was während der Arbeit strengstens untersagt war. Als ihre Vorgesetzte unerwartet zur Hygienekontrolle kam, versteckte sie das Gerät in einem Fach neben der Dusche, wo sich die Wasserzähler befanden.

In dem Moment der Krise jedoch war es für Schwester Suzan ein Rätsel, wie der Patient in den Besitz des elektroni-

schen Geräts gelangt war, dessen Batteriefach er aus dem Gehäuse gebrochen hatte. In der Hand hielt er eine verbogene Alkali-Batterie, deren Hülle er mit den Zähnen aufgekaut haben musste. Suzan konnte es nicht sehen, stellte sich aber vor, wie zähflüssige Batteriesäure wie Marmelade an den scharfen Kanten hervortrat.

»Alles wird wieder gut«, versuchte sie zu beschwichtigen.

»Nein, nichts wird wieder gut«, protestierte der Mann.

»Hören Sie mir zu. Ich bin nicht wahnsinnig. Ich habe versucht, mich zu übergeben, um ihn wieder aus meinem Magen herauszubekommen, aber vielleicht habe ich ihn schon verdaut. Bitte. Ihr müsst mich röntgen. Ihr müsst meinen Körper röntgen. Der Beweis steckt in mir drin!«

Er schrie so lange, bis endlich die alarmierten Kräfte eintrafen, um ihn zu überwältigen.

Doch sie kamen zu spät.

Als die Ärzte ins Zimmer stürmten, hatte der Patient die Batterie längst verschluckt.

Wenige Tage zuvor

■rgendwo auf der Welt.
■ In einer Stadt, die Sie kennen.
Vielleicht in Ihrer Nachbarschaft ...

I.

Die Kakerlake kroch auf Leons Mund zu. Nur noch wenige Zentimeter, und die langen Fühler würden seine geöffneten Lippen berühren. Schon jetzt hatte sie den Rand des Speichelflecks erreicht, den er im Schlaf auf dem Bettlaken hinterlassen hatte.

Leon versuchte, den Mund zu schließen, doch seine Muskeln waren gelähmt.

Wieder einmal.

Er konnte weder aufstehen noch die Hand heben oder wenigstens blinzeln. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Kakerlake anzustarren, die ihre Flügel aufstellte, als wollte sie ihn freundlich begrüßen:

»Hallo, Leon, da bin ich wieder. Erkennst du mich nicht?«

»Doch, natürlich. Ich weiß genau, wer du bist.«

Sie hatten sie Morphet getauft, die Riesenkakerlake aus Réunion. Er hatte vorher nicht gewusst, dass diese ekligen Dinger tatsächlich fliegen konnten. Als sie dann im Internet nachlasen, stießen sie auf wilde Diskussionen, zu denen sie von jenem Tag an einen eindeutigen Beitrag beisteuern konnten: Ja, zumindest die aus Réunion waren dazu in der Lage, und eines dieser flugfähigen Exemplare hatte Natalie offenbar vor neun Monaten aus dem Urlaub eingeschleppt. Irgendwie musste das Monstrum beim Packen in den Koffer gekrochen sein, und als sie ihn zu Hause öffnete, hatte

Morphet auf der Schmutzwäsche gesessen und sich die Fühler geputzt. Natalie hatte nicht einmal mehr Luft zum Schreien holen können, da war die Kakerlake schon losgeflogen, um sich in einer unerreichbaren Ecke des Altbaus zu verstecken.

Sie hatten alles abgesucht. Jeden Winkel, von denen es unendlich viele gab in den hohen Räumen ihrer Fünfstückwohnung: unter den Scheuerleisten, hinter dem Wäschetrockner im Bad, zwischen Leons Architekturmodellbauten im Arbeitszimmer – sie hatten sogar die Dunkelkammer auf den Kopf gestellt, obwohl Natalie die Tür zu ihrem Fotolabor mit lichtundurchlässigem Stoff abgedichtet hatte und immer fest verschlossen hielt. Alles vergeblich. Das riesige Insekt mit den spinnenartigen Beinen und dem schweißfliegenfarbenen Panzer war nicht wieder aufgetaucht.

In der ersten Nacht noch hatte Natalie ernsthaft erwogen, die Wohnung wieder zu verlassen, in die sie damals erst vor wenigen Monaten gezogen waren.

Um hier den Neuanfang zu wagen.

Später hatten sie miteinander geschlafen und sich danach lachend beruhigt, Morphet wäre sicher zum Fenster raus in den Park geflogen, um zu erfahren, dass seine Artgenossen in dieser Stadt um einiges kleiner und unbehaarter waren als er selbst.

Aber jetzt war er wieder da.

Morphet war so nah, dass Leon ihn *riechen* konnte. Das war natürlich Blödsinn, aber der Ekel vor der Kakerlake war so groß, dass Leons Sinne ihm einen Streich spielten. Er glaubte sogar die Kotreste unzähliger Hausstaubmilben an den haarigen Beinchen zu erkennen, die das Insekt im

Schutz der Dunkelheit unter dem Bett aufgesammelt hatte. Noch hatten die Fühler Leons aufgeplatzte, trockene Lippen nicht berührt, doch er meinte schon das Kitzeln zu spüren. Zudem hatte er eine Vorahnung, wie es sich anfühlen würde, wenn ihm die Kakerlake in die Mundhöhle kroch. Es würde salzig schmecken und kratzen, wie Popcorn, das einem am Gaumen klebt.

Morphet würde sich langsam, aber zielstrebig in seinen Rachen hineinschieben und ihm dabei mit den Flügeln gegen die Zähne schlagen.

Und ich kann nicht einmal zubeißen.

Leon stöhnte, versuchte mit aller Kraft zu schreien.

Manchmal half es, meist aber brauchte es mehr, um sich aus der Schlaflähmung zu befreien.

Natürlich wusste er, dass die Kakerlake nicht real war. Es war früh am Morgen, wenige Tage vor Silvester. Im Schlafzimmer war es stockdunkel. Es war physikalisch unmöglich, auch nur die Hand vor Augen zu sehen, aber all diese Gewissheiten machten das Grauen nicht erträglicher. Denn Ekel, auch in seiner schlimmsten Form, war niemals real, sondern immer nur eine psychologische Reaktion auf einen äußeren Einfluss. Ob dieser eingebildet war oder tatsächlich existierte, machte für das Empfinden keinen Unterschied.

»Natalie!«

Leon versuchte den Namen seiner Frau zu schreien, und versagte kläglich. Wie schon so oft war er in einem Wachtraum gefangen, aus dem er sich ohne fremde Hilfe kaum befreien konnte.

»Menschen mit einer Ich-Schwäche sind anfällige Opfer von Schlafparalysen«, hatte Leon in einer populärpsycho-

logischen Zeitschrift gelesen und sich zum Teil in dem Artikel wiedererkennt. Er hatte zwar keinen Minderwertigkeitskomplex, aber insgeheim bezeichnete er sich als einen »Ja, aber«-Typen: Ja, seine dunklen Haare waren voll und kräftig, aber unzählige Wirbel sorgten dafür, dass er meistens so aussah, als wäre er gerade aus dem Bett gefallen. Ja, das leicht zum V abfallende Kinn verlieh seinem Gesicht etwas markant Männliches, aber sein Bartwuchs entsprach dem eines Teenagers. Ja, er hatte weiße Zähne, aber wenn er zu herzlich lachte, sah man, dass er mit den Füllungen den SUV seines Zahnarztes finanziert hatte. Und ja, er war einen Meter fünfundachtzig groß, aber er wirkte kleiner, weil er selten gerade stand. Kurz: Er sah nicht schlecht aus. Doch die Frauen, die auf ein Abenteuer aus waren, schenkten ihm vielleicht ein Lächeln, aber nicht ihre Telefonnummer. Die gaben sie eher seinem besten Freund Sven, dem im Genpoker ein Royal Flash zugespielt worden war: Haare, Zähne, Lippen, Körpergröße, Hände ... alles wie bei Leon, nur eben ohne das »Aber«.

»Natalie?«, versuchte Leon sich grunzend aus der Schlaf- lähmung zu kämpfen. »Bitte hilf mir. Morphet kriecht mir gleich über die Zunge.«

Leon wunderte sich über die unerwarteten Laute, die er von sich gab. Auch im Traum sprach, grunzte oder weinte er grundsätzlich immer nur mit seiner eigenen Stimme. Das Wimmern, das er jetzt hörte, klang jedoch heller, höher. Eher wie das einer Frau.

»Natalie?«

Auf einmal wurde es hell.

Gott sei Dank.

Diesmal hatte er es ohne Strampeln und Schreien geschafft, sich aus der Umklammerung seines Alptraums zu reißen. Er wusste, fast jeder zweite Mensch hatte in seinem Leben ähnliche Erfahrungen erlitten wie er und war schon einmal in der Schattenwelt zwischen Schlafen und Wachen gefangen gewesen. Eine Schattenwelt, umstellt von Torwächtern, die sich nur mit äußerster Willenskraft vertreiben ließen. Oder durch eine paradoxe Störung von außen. Wenn zum Beispiel jemand mitten in der Nacht grelles Licht anschaltete, laute Musik spielte, eine Alarmanlage ansprang oder wenn ... *wenn jemand weinte?*

Leon richtete sich auf und blinzelte.

»Natalie?«

Seine Frau kniete mit dem Rücken zu ihm vor dem Kleiderschrank gegenüber dem Bett. Sie schien etwas zwischen ihren Schuhen zu suchen.

»Sorry, hab ich dich geweckt, Süße?«

Keine Reaktion, von einem langgezogenen Schluchzer einmal abgesehen. Natalie seufzte, dann verstummte auch das Wimmern.

»Geht es dir gut?«

Sie nahm stumm ein Paar Stiefeletten aus dem Schrank und warf es in ...

... in ihren Koffer?

Leon schlug seine Decke zurück und stand auf.

»Was ist denn los?« Er blickte auf die Uhr auf seinem Nachttisch. Es war erst Viertel vor sieben. So früh, dass noch nicht einmal die Beleuchtung von Natalies Aquarium angesprungen war.

»Bist du immer noch sauer?«

Sie hatten sich die ganze Woche über immer wieder gestritten, und vorgestern war es eskaliert. Beide konnten vor Arbeit kaum geradeaus sehen. Sie wegen ihrer ersten großen Fotoausstellung, er wegen des Architekturwettbewerbs. Jeder warf dem anderen vor, vernachlässigt zu werden, und jeder hielt die eigenen Termine für wichtiger als die des anderen.

Am ersten Weihnachtsfeiertag war dann zum ersten Mal das Wort »Trennung« gefallen, und auch wenn sie beide es nicht ernst gemeint hatten, war es ein alarmierendes Zeichen, wie blank ihre Nerven lagen. Gestern hatte Leon einlenken und Natalie zu einem Versöhnungssessen ausführen wollen, aber sie war wieder einmal zu spät aus der Galerie nach Hause gekommen.

»Hör mal, ich weiß, wir haben momentan unsere Probleme, aber ...«

Sie drehte sich abrupt zu ihm um.

Ihr Anblick traf ihn wie eine Ohrfeige.

»Natalie, was ... ?« Er blinzelte und fragte sich kurz, ob er noch immer träumte. »Was um Himmels willen ist mit deinem Gesicht passiert?«

Ihr rechtes Auge schimmerte violett, die Lider waren zugeschwollen. Sie war komplett angezogen, auch wenn alles nur hastig übergeworfen schien. Die geblümete Bluse mit den Rüschenärmeln war schief zugeknöpft, der Hose fehlte ein Gürtel, und die Laschen ihrer hochhackigen Wildlederstiefel schlackerten lose.

Sie wandte sich wieder von ihm ab. Mit ungelungenen Bewegungen versuchte sie, den Koffer zu schließen, doch der alte Ledertrolley war zu klein für die Menge Sachen, die sie in ihn hineinzuquetschen versuchte. Ein roter Seidenslip,

ein Schal und ihr weißer Lieblingsrock quollen an den Rändern hervor.

Leon ging auf sie zu, wollte sich zu ihr beugen, um sie beruhigend in die Arme zu schließen, doch Natalie duckte sich ängstlich von ihm weg.

»Was ist denn nur los?«, fragte er völlig verwirrt, als sie hastig nach ihrem Koffer griff. Vier ihrer Fingernägel waren schlammfarben lackiert. Der fünfte fehlte.

»Großer Gott, dein Daumen!«, rief Leon und wollte nach ihrer verletzten Hand greifen. Der Ärmel von Natalies Bluse rutschte nach oben, und er sah die Einschnitte.

Rasierklingen?

»Um Himmels willen, Natalie. Hast du wieder damit angefangen?«

Es war die erste Frage, die eine Reaktion hervorrief.

»Ich?«

In ihrem Blick lag eine Mischung aus Bestürzung, Angst und – was Leon in diesem Moment am meisten verwirrte – Mitleid. Sie hatte die Lippen nur einen schmalen Spalt geöffnet, aber der reichte aus, um zu erkennen, dass dahinter ein großer Teil eines Schneidezahns fehlte.

»Ich?«

Natalie nutzte den Moment seines Entsetzens und wehrte seine Berührungen ab. Sie griff nach ihrem Handy auf dem Bett. An ihrem Smartphone baumelte ihr Glücksbringer, eine mehrgliedrige rosa Kunstperlenkette, jede Perle mit einem Buchstaben ihres Namens versehen – Natalies Namensbändchen, das ihr nach der Geburt vor siebenundzwanzig Jahren im Krankenhaus am Handgelenk befestigt worden war. Mit dem Handy in der einen und dem Gepäck in der anderen Hand stürzte sie aus dem Schlafzimmer.

»Wo willst du hin?«, schrie er ihr hinterher, da war sie schon auf halbem Wege zur Tür. Als er ebenfalls in die Diele eilen wollte, stolperte er über eine Kiste mit Bauplänen, die er mit ins Büro nehmen wollte.

»Natalie, bitte erklär mir doch ...«

Sie drehte sich nicht einmal mehr zu ihm um, als sie in das Treppenhaus rannte.

Später, in den folgenden Tagen des Grauens, war Leon sich nicht mehr sicher, aber er meinte sich zu erinnern, dass seine Frau das rechte Bein nachgezogen hatte, als sie zur Tür lief. Doch das mochte auch an dem schweren Gepäck oder an den nicht verschnürten Schuhen gelegen haben.

Als Leon sich wieder aufgerappelt hatte, war sie bereits in dem altertümlichen Fahrstuhl verschwunden und hatte die Schiebetür wie einen Schutzschild vor sich zugezogen. Das Letzte, was Leon von der Frau sah, mit der er die letzten drei Jahre seines Lebens geteilt hatte, war wieder dieser entsetzte, angsterfüllte (dieser *mitleidige*?) Blick: »*Ich?*«

Dann setzte sich die Fahrstuhlkabine in Bewegung. Nach einer Schrecksekunde rannte Leon zur Treppe.

Die breiten Holzstufen, die sich wie eine Schlange um den Fahrstuhlschacht nach unten wanden, waren mit Sisalteppich ausgelegt, dessen grobe Fasern ihm in die Fußsohlen stachen. Leon trug nichts am Leib bis auf eine weite Boxershorts, die ihm bei jedem Schritt über die schmalen Hüften zu rutschen drohte.

Auf halbem Weg hatte er bereits ein gutes Stück wettgemacht, und er ging davon aus, den Fahrstuhl spätestens im Erdgeschoss einholen zu können, wenn er weiterhin mehrere Stufen auf einmal nahm. Doch dann öffnete die alte Ivana Helsing im zweiten Stock ihre Wohnungstür, nur für

einen Spalt und ohne die Sicherheitskette von innen zu lösen, aber das reichte aus, um Leon ein Bein zu stellen.

»Alba, komm zurück«, hörte Leon seine Nachbarin noch rufen, aber da war es bereits zu spät. Die schwarze Katze war aus der Wohnung ins Treppenhaus entwichen und lief ihm zwischen die Beine. Um nicht der Länge nach hinzuschlagen, musste er sich mit beiden Händen am Treppengeländer festhalten und stehen bleiben.

»Großer Gott, Leon. Haben Sie sich etwas getan?«

Er ignorierte die besorgte Stimme der Alten, die die Tür nun ganz geöffnet hatte, und drängte an ihr vorbei.

Noch war es nicht zu spät. Noch hörte er das Knarzen der Holzkabine des Fahrstuhls und das Knacken der Stahlseile, an denen sie hing.

Im Erdgeschoss angekommen, bog er um die Ecke, rutschte auf dem glatten Marmor zur Seite und kauerte schließlich auf allen vieren, keuchend und hechelnd, vor der Fahrstuhltür, hinter der sich die Kabine langsam in ihre Ruheposition senkte.

Und dann geschah ... nichts.

Kein Rütteln, kein Klappern, nicht der geringste Laut, der darauf hindeutete, dass jemand aussteigen wollte.

»Natalie?«

Leon atmete tief durch, stemmte sich hoch und versuchte, etwas hinter den bunten Jugendstilglasscheiben zu erkennen, die in die Tür eingefasst waren, doch er sah nur Schatten.

Also zog er selbst die Tür von außen auf. Und starrte in sein eigenes Gesicht.

Die verspiegelte Kabine war leer, Natalie fort. Verschwunden.

Wie ist das möglich?

Leon sah sich hilfesuchend um, und in diesem Moment betrat Dr. Michael Tareski den verwaisten Hausflur. Der Apotheker, der im vierten Stock über ihm lebte, nie grüßte und immer teilnahmslos wirkte, trug ausnahmsweise keinen Blazer zu weißen Leinenhosen, sondern einen Trainingsanzug und Sportschuhe. Eine matt glänzende Stirn und die dunklen Flecken unter den Achseln seines Sweatshirts entlarvten den Jogginglauf zu morgendlicher Stunde. »Haben Sie Natalie gesehen?«, fragte Leon.

»Wen?«

Tareskis argwöhnischer Blick wanderte von Leons nacktem Oberkörper nach unten zu seinen Boxershorts. Vermutlich ging der Apotheker im Geiste durch, welche Medikamente für den verwirrten Zustand seines Nachbarn verantwortlich sein mochten. Oder welche ihn wieder beseitigen könnten.

»Ach, Sie meinen Ihre Frau?« Tareski wandte sich ab und ging zu der Wand mit den Hausbriefkästen, so dass Leon sein Gesicht nicht sehen konnte, als er sagte: »Die ist gerade eben mit einem Taxi weg.«

Leon kniff verstört die Augen zusammen, als würde er mit einer Taschenlampe geblendet, und ging an Tareski vorbei zur Haustür.

»Sie werden sich den Tod holen«, mahnte der Apotheker hinter ihm, und tatsächlich verkrampfte sich jeder Muskel seines Körpers, nachdem Leon die Haustür geöffnet hatte und auf die Steinstufen der zum Bürgersteig führenden Treppe trat. Das Haus lag in einer verkehrsberuhigten Zone der Altstadt, mit vielen kleinen Boutiquen, Restaurants, Cafés, Theatern und Offkinos wie dem »Celeste«, dessen

kaputte Leuchtreklame im Zwielicht der Morgendämmerung am Nachbarhaus über Leons Kopf zuckte.

Die altertümlichen, Gaslaternen nachempfundenen Straßenlampen brannten noch. Es war Wochenende, und dementsprechend wenige Menschen waren unterwegs. In einiger Entfernung führte ein Mann seinen Hund aus, und der Ladenbesitzer gegenüber zog die Rollläden seines Zeitungskiosks hoch. Die meisten waren noch nicht auf den Beinen oder gar nicht mehr in der Stadt, nachdem die Weihnachtsfeiertage so günstig gelegen hatten, dass man mit nur wenigen Urlaubstagen die gesamte Zeit bis zum Neujahrsfest überbrücken konnte. Die Straßen blieben verwaist, in welche Richtung Leon auch blickte. Kein Auto, kein Taxi, keine Natalie.

Leon begann mit den Zähnen zu klappern und schlang sich die Arme um den Körper. Als er wieder in den windgeschützten Hausflur trat, war Tareski bereits mit dem Fahrstuhl verschwunden.

Er fror, war verwirrt und wollte nicht auf den Lift warten, also trat er den Rückweg über die Treppe an.

Diesmal lief ihm keine Katze über den Weg. Ivana Helsing hielt ihre Tür geschlossen, auch wenn Leon sich sicher war, dass die Alte ihn durch den Türspion beobachtete. Genau wie die Falconis im ersten Stock, das kinderlose und darüber vergrämt wirkende Pärchen, das er durch sein Gestolper und Geschrei sicher geweckt hatte.

Vermutlich würden sie sich wieder über ihn bei der Hausverwaltung beschweren, so wie sie es schon einmal getan hatten, als er im Frühjahr etwas zu laut in seinen achtundzwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte.

Verwirrt, erschöpft und am ganzen Körper zitternd, er-

reichte Leon den dritten Stock, dankbar dafür, dass die Tür noch angelehnt und er nicht ausgeschlossen war.

Natalies Parfum, ein dezenter Sommerduft, hing noch in der Luft, und für einen Moment verlor er sich in der Hoffnung, er könnte das alles nur geträumt haben, und die Frau, mit der er den Rest seines Lebens verbringen wollte, würde in die dicken Daunendecken eingemummelt friedlich schlafen. Doch dann sah er Natalies unbenutzte Seite des Bettes und wusste, dass dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen würde.

Er starrte in den weit aufgerissenen, durchwühlten Schrank, dessen untere Schublade offen stand und leer war, genauso wie der kleine Sekretär neben dem Fenster, auf dem bis gestern noch ihre Schminkutensilien gestanden hatten. Jetzt lag darauf der geschlossene Laptop, auf dem sie sich hin und wieder DVDs ansahen. Ein Kompromiss, da Natalie im Schlafzimmer keinen Fernseher haben wollte.

Die Uhr auf Leons Nachttisch sprang auf 7.00 Uhr, und die Leuchtstoffröhren über dem hohen Aquarium flackerten auf. Leon sah sein Spiegelbild in dem grünlich schimmern- den Beckenglas. Nicht ein einziger Fisch schwamm mehr in den vierhundert Litern Süßwasser.

Vor drei Wochen waren alle Skalare an einem hartnäckigen Pilz verendet, obwohl Natalie ihren kostbaren Besitz mit größter Akribie gepflegt und täglich die Wasserqualität kontrolliert hatte. Leon bezweifelte, dass sie je wieder Fische halten würde, so niedergeschlagen war Natalie gewesen.

Die Zeitschaltuhr war nur deshalb noch aktiviert, weil sie sich über die Jahre daran gewöhnt hatten, vom Licht des Aquariums geweckt zu werden.

Leon zog wütend das Stromkabel aus der Steckdose. Das Licht erlosch, und er fühlte sich verloren.

Er setzte sich auf die Bettkante, vergrub den Kopf in beide Hände und versuchte, eine harmlose Erklärung zu finden für das, was gerade eben passiert war. Doch so sehr er sich auch bemühte, es gelang ihm nicht, die Gewissheit zu verdrängen, dass trotz aller Beteuerungen der Ärzte, er wäre geheilt, die Vergangenheit ihn wieder eingeholt hatte.

Und seine Krankheit wieder ausgebrochen war.